

PROTESTE

Revolutionär wider Willen

Für die Welt war Wael Ghonim das Gesicht des Aufstands gegen das Mubarak-Regime. Doch der Held aus dem Netz verweigerte sich. *Von Philipp Oehmke*

formellen Bildern, doch er zerstörte auch fast alle dieser abstrakten Experimente.

Die „Scheißmalerei“ hatte er satt, bis er eines Tages spontan ein Foto abmalte und so eine neue Form des Realismus für sich entdeckte. Das Ergebnis war anfangs so etwas wie deutsche Pop-Art, nur tiefgründiger. Sie war oft grauflüchtig wie das verwendete Fotomaterial, das eigene und das aus Zeitschriften. Aber sie war in ihrer Wirkung frisch, attraktiv, klug und subversiv. Thematisch war in seiner Malerei alles möglich, so wie Fotos alles Mögliche dokumentieren.

Richter sagt, er sei ungeduldig gewesen. Diese Ungeduld und eine Unsicherheit, die er nie zu unterdrücken versuchte, trieben ihn an. Er zerstückelte seine Bilder, zerstörte ihre Gegenständlichkeit, suchte neue Wege und fand wieder zur Abstraktion. Bald konnte er beides gelten lassen. Im Herbst 2011 versteigerte Sotheby's eine seiner ungegenständlichen Kompositionen für mehr als 15 Millionen Euro. Es war, mal wieder, ein neuer Rekord für einen Richter.

Noch immer gibt er gelegentlich Bilder auf, wenn sie ihn längere Zeit stören. Und das gilt für abstrakte wie für figurative Arbeiten. Einmal hat einer seiner Assistenten ein halbzerschnittenes Gemälde aus dem Mülleimer geholt, es – mit Richters Erlaubnis – restaurieren lassen und verkauft. Er sei selbst erstaunt, sagt er, wie viele Werke er noch nach den sechziger Jahren zerstört habe. Vielleicht, so meint er außerdem, nehme er sich das eine oder andere Motiv erneut vor. „Es wäre sonst schade.“ Ihm fällt dazu ein Gemälde von 1990 ein, junge Menschen stehen da in Madrid vor dem Prado. Zwei Jahre später übermalte er es. Aus „Prado, Madrid“ wurde „Abstraktes Bild, 1992“.

Auf einigen alten Fotos sieht man Richters einstiges Atelier, da stehen Leinwände, die er später mit dem Messer zerschlitze, neben Gemälden, die heute noch existieren. Auch im direkten Vergleich wird selten sichtbar, was er an ihnen auszusetzen hatte, warum er so radikal in seiner Einschätzung war.

Gelegentlich rettet er Bilder vor sich selbst. Als er 2005 begann, die brennenden Türme des New Yorker World Trade Center zu malen, nahm er sich vor, dieses Bild wieder zu zerstören. So sagte er es damals in einem Interview dem SPIEGEL, der das Gemälde erstmals zeigte. Danach entzog er es lange der Öffentlichkeit. Heute gehört es dem Museum of Modern Art in New York.

„Manchmal“, sagt Richter, „wird man von der Zeit belehrt.“ Man erkenne dann, dass sich zwar nicht die erwünschten Absichten erfüllt hätten, dass man dafür jedoch etwas anderes geschafft habe, „was vielleicht wichtiger ist“. Inzwischen wisse er, das „ist ein tolles Bild“.

ULRIKE KNÖFEL

Er hat sich seine weißen Kopfhörer in die Ohren gesteckt, damit ihn niemand anspricht, er blickt auf den Boden, damit ihn niemand erkennt, und er geht mit hastigen Schritten, damit ihn niemand aufhält. Doch Wael Ghonim kennt in Ägypten jeder, manche nennen ihn das Gesicht der Revolution, er wurde für den Friedensnobelpreis nominiert, und die amerikanische Zeitschrift „Time“ zählt ihn nun zu den hundert einflussreichsten Personen dieser Welt.

Aber Ghonim mag das alles nicht. Es ist ihm unangenehm, er glaubt, es schade ihm. Er geht schneller, es sind nur ein paar Straßen von der Wohnung seiner Eltern im Kairoer Stadtteil Muhandisin bis zu den Büroräumen einer PR-Firma, die er angeheuert hat, damit sie ihm die Presse vom Leib hält.

Es sind dies die Tage, in denen sich die Revolution jährt, jener 25. Januar 2011, auf den Ghonim damals so lange hingearbeitet hatte und der schließlich in die Revolution mündete. Es hängt eine merkwürdige Spannung über der Stadt. Einerseits hat sich in dieser letzten Januarwoche das erste freie Parlament konstituiert, andererseits wird es von Islamisten dominiert; einerseits hat der Militärrat den Ausnahmezustand, der seit 1981 in dem Land herrschte, zum Jahrestag der Revolution aufgehoben; andererseits finden inzwischen fast täglich wütende Demonstrationen gegen die Militärregierung statt.

Wael Ghonim hat viel zu tun. Er hat ein Buch geschrieben, das gerade erscheint.

Es heißt „Revolution 2.0“*. Darin beschreibt er, wie er zu der Revolution kam, wie er die Proteste über das Internet lenkte und wie ihm schließlich die Agenten von Mubaraks Staatssicherheitsapparat auf die Spur kamen, ihn einsperrten, isolierten und verhörten. Als er wieder freigelassen wurde, war das Land nicht mehr dasselbe. Und es war auch Wael Ghonim, der es verändert hatte.

Das Buch ist deswegen so interessant, weil es den Phrasen von der „Internet-Revolution“ und der „Facebook-Jugend“, mit denen der Westen sich den Umsturz in Ägypten erklärt hat, endlich eine Geschichte gibt. Bis dahin wusste ja niemand außer ein paar Computernerds, was das eigentlich bedeuten sollte: Menschen verabreden sich im Internet und gehen dann demonstrieren. Außerdem fehlt den arabischen Revolutionen bis heute eine Ikone, eine Figur, an der sich die Geschichte erzählen ließe, damit wir sie besser begreifen können.

Geschichten ohne Helden berühren die Menschen nicht, auch deswegen ist der einstmalige arabische Frühling den Menschen im Westen heute ein bisschen fremd geworden. Es gibt keinen Danton,

* Wael Ghonim: „Revolution 2.0“. Aus dem amerikanischen Englisch von Stephan Gebauer und Barbara Kunz. Econ Verlag, Berlin; 384 Seiten; 18 Euro.



Demonstrant Ghonim (M.) vergangenen Mittwoch in Kairo: Die Bewegung war größer als er



Aktivist Ghonim

MARTIN SCHÖELLER / AUGUST

keinen Gandhi, keinen Dutschke, keinen Che Guevara, noch nicht einmal eine Bärbel Bohley. Es fehlt ein Gesicht.

Für den Westen war Wael Ghonim der verführerischste Anwärter auf den Posten der Symbolfigur: Er wirkte modern, gut ausgebildet, moralisch und nicht zu radikal – ein lebender Beweis also, dass westliche Werte eine arabische Diktatur eben doch zu Fall bringen können.

Wael Ghonim aber will dieses Gesicht nicht sein. Am liebsten wäre er überhaupt nicht mehr Wael Ghonim, sondern wieder „Admin1“ oder „AlShaheed“, der Märtyrer – so nannte er sich als das Mastermind hinter der Facebook-Seite, das die Proteste koordinierte. Die Welt rätselte bis vor einem Jahr, wer dahinterstecken könnte, und nicht einmal seine Freunde wussten, dass es Wael war: Wael, der Computerspezialist, der Politik langweilig fand? Der schon mit zwanzig geheiratet und Firmen gegründet hatte, der Wirtschaft an der American University studiert hatte, der immer auch ein Streber war und nun seinen Traumjob bei Google in Dubai gefunden hatte? Der sollte nachts vor dem Rechner die Aufstände koordinieren?

Aber es gibt dieses Video von Ghonim, ein Auftritt im ägyptischen Fernsehen. Die Aufnahme zeigt den Moment, der alles veränderte und Ghonim in der Welt bekannt machte. Der Clip stammt vom 7. Februar vergangenen Jahres, und er ging danach um die Welt.

Es war der Tag von Ghonims Freilassung. Die Ausschreitungen um den Tahrir-Platz waren inzwischen eskaliert, es hatte Tote gegeben, das Mubarak-Regime

wackelte. Doch davon hatte Ghonim in seinem Verlies nichts mitbekommen. Aus dem Gefängnis fuhren die Agenten der Staatssicherheit ihn mit verbundenen Augen im Zickzackkurs ins Innenministerium. Dort gratulierte ihm der neue Innenminister zu seiner Freilassung. Ghonim sollte nun auf die Seite des sterbenden Regimes gezogen werden.

Als er das begriff, beschloss er, noch am selben Abend, ins Fernsehen zu gehen. Seine Freunde sagten, er solle doch erst mal zum Tahrir-Platz fahren, sich ein Bild machen, mit den anderen Revolutionären sprechen, schließlich habe er ein schwarzes Loch von zwölf Tagen und sei vielleicht hirngewaschen. Doch Ghonim wollte dem Land sofort zeigen, dass der Staat ihn nicht gebrochen hatte.

Als die Moderatorin ihn live befragt und Bilder der Todesopfer vom Tahrir-Platz einspielt, bricht Ghonim zusammen. Er senkt den Kopf und beginnt zu weinen. Die Moderatorin aber hört nicht auf, sie lässt, unterlegt mit dramatischer Musik, weitere private Bilder der Todesopfer einspielen und spricht über deren Leben und Taten. Ghonim kann nicht mehr aufhören zu weinen, und der Sender zeigt die Bilder im Splitscreen, links die Opfer, rechts ein schluchzender Wael Ghonim. Es tue ihm leid, presst er hervor. Dass es Tote gebe, habe er nicht gewollt. Schließlich verlässt er das Studio.

Kurz nach der Ausstrahlung entstand eine Facebook-Seite mit dem Namen „Ich nominiere Wael Ghonim zum Sprecher der ägyptischen Protestbewegung“. Nach 48 Stunden hatte die Seite eine viertel Million Mitglieder: Die Ägypter waren be-

rührt von diesem aufrichtigen jungen Mann in einem Rautenpulli.

„An diesem Tag sollte ich zum Vorkämpfer der Revolution werden“, sagt Ghonim heute. „Aber ich wusste, das würde der Protestbewegung schaden. Es würde Missgunst und Neid geben. Und was hatte ich getan im Vergleich zu denjenigen, die ihr Leben auf den Straßen riskiert hatten und von Mubaraks Handlangern getötet oder verletzt wurden?“

Wenn man Wael Ghonim nun fast ein Jahr später zum Gespräch trifft, begegnet man einem gehetzten Mann. Er trägt eine Umhängetasche, die weißen Kopfhörer, ein iPhone 4S, ein dünnes Apple Notebook und eine schmale Brille und wieder einen Pullover mit Rautenmuster. Wochenlang war es unmöglich, ihn zu erreichen, auch für seinen Verlag. Versteckt er sich wieder?

„Nein. Ich wollte mich nur von den Medien fernhalten.“

Er setzt sich sofort hin und zwingt sein Gesicht zu einem schiefen Grinsen. Kann es losgehen? Er versteht den Sinn eines Interviews mit der Mainstream-Presse nicht. Er begreift nicht, dass sein Buch Aufmerksamkeit erregt. Was er zu sagen hat, das steht im Internet, warum noch die Mühsal, mit Menschen direkt zu reden? Eine Lesetour in die USA, die sein Verlag für ihn organisiert hatte, hat er abgesagt. Man würde es ihm nicht verzeihen, glaubt er, wenn er zum Jahrestag der Revolution in den USA auf PR-Tour wäre, und wahrscheinlich hat er recht. Schon jetzt gibt es einen Twitter-Account mit dem Namen „GhonimWithBalls“, „Ghonim mit Eiern“ also, dessen Autoren sich lustig machen über diesen braven Jungen,

der zum Höhepunkt der Revolution plötzlich aus dem Internet aufgetaucht und dann dorthin wieder verschwunden sei.

Ghonim sagt: „In der virtuellen Welt bin ich locker und habe Lust, mit Menschen zu kommunizieren. In der echten Welt ist es leider das Gegenteil. Sie können ruhig schreiben, dass ich ein Nerd bin.“

Es ist wahrscheinlich nur folgerichtig, dass in einer Zeit, in der Steve Jobs die Menschen mehr inspiriert als der amerikanische Präsident, in der der Ex-Hacker Julian Assange für mehr Wahrheit sorgt als die „Washington Post“ und führende Denker nicht mehr Philosophen, sondern Gehirnforscher und Informatiker sind – dass in solchen Zeiten auch die Anführer von Revolutionen bei Google arbeiten.

Wael Ghonim war Nahost-Marketingchef bei Google. In Dubai, wo er vor der Revolution für den Konzern stationiert war, warten seine amerikanische Frau, eine Tochter und ein Sohn immer noch darauf, dass er irgendwann, falls diese Revolution jemals ein Ende haben sollte, wieder zu ihnen zurückkehrt. Ghonim ist erst 31, aber er hat in seinem Leben schon Firmen gegründet, unter anderem ein in arabischen Staaten wichtiges Finanzportal, er ist Informatiker, Ökonom und Marketingexperte, hat sich bei Google inzwischen auf unbestimmte Zeit beurlauben lassen und führt nun eine Gruppe namens Masruna, übersetzt: „Unser Ägypten“.

Wer Ghonim ein paar Stunden gegenüber sitzt, begreift schnell, warum gerade ihm der Job des Revolutionsführers zugetraut wurde. In ihm verbinden sich Intelligenz und Spezialistentum, Optimismus mit unverstellter Offenheit. Er ist so etwas wie ein Algorithmus plus Gefühle. Er hat keine Lust auf das Interview? Dann sagt er es. Er muss im Fernsehen weinen? Dann tut er es. Die Agenten fragen ihn im Verhör, ob er hinter der führenden Protestseite im Internet steht? Dann denkt Ghonim nach, vertraut auf Gott und sagt gegen alle Vernunft: ja.

Seine Seite hieß „Wir sind alle Chalid Said“, und sie war jenem jungen Blogger gewidmet, den korrupte Polizisten totgeschlagen hatten, weil er sie offenbar bei einem Drogengeschäft beobachtet hatte. Fälle von Folter und Misshandlung durch die Polizei gab es häufig im Mubarak-Ägypten, darauf hatten Menschenrechtsgruppen immer wieder hingewiesen. Dass dieser Vorfall schließlich das Ende des Präsidenten einleitete, lag

an der Ergriffenheit von Wael Ghonim. Es begann, wie Ghonims Geschichte endete: mit Tränen. Seine Frau fand ihn in seinem Arbeitszimmer in Dubai, es war der 8. Juni 2010, und Ghonim weinte über seinem Rechner. Er hatte im Internet die Bilder des ermordeten Bloggers entdeckt und weinte aus Trauer über sein Land, in dem, wie er sagt, Polizisten zu Monstern wurden.



Ghonim-Fernsehauftritt*: Ein Algorithmus plus Gefühle

„Ich war kein politischer Mensch“, sagt er heute. „Ich bin immer noch kein politischer Mensch.“ Nein, er ist eher der Typ junger, sentimentaler Patriot. Im Westen gibt es diesen Typ nicht, weshalb es manchmal schwerfällt, ihn zu verstehen. Als Ghonim aufgehört hatte zu weinen, richtete er eine Facebook-Seite ein und wollte dabei alles Wissen anwenden, das er sich in Jahren als Nerd über die Verbreitung von Information im Internet angeeignet hatte.

Ghonim wusste, auf die Ansprache kommt es an. Er musste die Sprache aller Ägypter sprechen, nicht die der Aktivisten, die voller Wut und Hass war, und die Texte mussten in der ersten Person geschrieben werden. Seine erste Mitteilung auf der neuen Seite lautete: „Heute haben sie Chalid umgebracht. Wenn ich nicht um seinetwillen handle, werden sie morgen mich umbringen.“

* Am 7. Februar 2011.

Zwei Minuten später hatte die Seite 300 Mitglieder, nach einer Stunde 3000, am Abend waren es 36 000, bald 100 000, heute sind es fast zwei Millionen. Allein 1800 Menschen hatten am ersten Tag Kommentare hinterlassen. Offenbar fühlten sich normale Ägypter auf dieser Internetseite sicher. Sie schien außerhalb der Reichweite des Unterdrückungsapparats, weil der offenbar von Facebook noch nie gehört hatte (heute hat sogar der Militärrat seine Facebook-Seite).

Ghonim erinnerte sich, wie ein paar Jahre zuvor die Staatsicherheit ihn schon einmal verhört hatte. Sie hatten sich damals nur für seine religiösen Ansichten interessiert. Sie glaubten, Gefahr gehe vor allem vom Glauben aus. Ghonim verblüffte das: „Hätten sie mehr Zeit damit verbracht, über das Internet nachzudenken, anstatt Ägypter nach der Art ihres Glaubens zu sortieren, wären sie vielleicht besser auf den digitalen Tsunami vorbereitet gewesen, der sich auf sie zubewegte.“

Was macht man nun mit all den hunderttausend Menschen, die alle auf ein Kommando von ihm warteten? Ghonim war klar, dass er nun den Schritt hinaus machen musste, hinaus aus dem vertrauten Internet, hinein in die gefährlichen Straßen. Aber er wollte nicht der Anführer sein, also ließ er die Mitglieder Vorschläge machen und abstimmen.

Sie einigten sich auf etwas, das Ghonim stillen Widerstand nannte: Ketten von schweigenden Menschen, aufgereiht an der Küstenstraße von Alexandria,

später auch in Kairo am Nil. Alle waren schwarz angezogen, und beinahe wirkte es wie eine Kunstperformance. Das Unheimliche war, die Menschen kamen aus dem Nichts, dabei kamen sie nur aus dem Internet. Sie vertrauten Ghonim, und es funktionierte. Aber Ghonim bekam immer größere Angst. Er verschleierte inzwischen seine IP-Adresse, nutzte Proxy-Server auf der ganzen Welt, damit ihn niemand verfolgen konnte. Immer mehr Mitglieder fragten ihn: „Wer bist du, Admin?“, doch er zeigte ihnen nur die Maske des Guy Fawkes, die später am anderen Ende der Welt durch die Occupy-Bewegung berühmt wurde.

Ghonim rang mit sich, es musste mehr her, eine richtige Demonstration. Er wählte den 25. Januar, in Ägypten war das der Tag der Polizei. Auf der Facebook-Seite rief er sarkastisch zu einer „Feier des ägyptischen Tages der Polizei“ auf. Doch dann stürzten die Tunesier ihren

QUELLE: YOUTUBE

Präsidenten, und Ghonim kam sich lächerlich vor mit seinem halbironischen Tag der Polizei. Am 14. Januar änderte er den Titel für seine Veranstaltung. Sie hieß nun: „25. Januar: Revolution gegen Folter, Armut, Korruption und Arbeitslosigkeit“. Da war es, das Wort Revolution. Jetzt rief Ghonim zum Unsturz auf. Das hatte er sich bisher noch nicht getraut. Und der Aufruf erreichte eine Million Menschen, und dann begann tatsächlich die Revolution.

An ihrem dritten Tag, am 27. Januar 2011, Ghonim hatte seine Sim-Karte zerstört und versteckte sich im Büro eines Freundes, überfielen ihn die Männer der Staatssicherheit nachts auf der Straße. Sie legten ihm eine Augenbinde an und nahmen sie ihm zwölf Tage nicht wieder ab. Ghonim weiß bis heute nicht, wie sie ihn gefunden hatten. Und er weiß bis heute nicht, wo er diese zwölf Tage verbracht hat. Sie sagten ihm, er sei nun nicht mehr Wael Ghonim. Er sei nun Nummer 41.

Heute, in der Woche des Jahrestags, sagt Wael Ghonim, er habe keine Angst mehr. Inzwischen gibt es in Kairo Demonstrationen gegen seine Revolution, sie finden auf dem Abassija-Platz statt, dem Anti-Tahrir-Platz. Dass eine Mehrzahl der Ägypter keine Lust mehr auf die Revolution hat, hat auch damit zu tun,

dass es in ihr eine Figur wie Wael Ghonim nicht mehr gibt.

Am Tahrir-Platz haben sich in den Wochen vor dem Jahrestag nur noch Hardcore-Aktivist*innen versammelt, Verwundete der Revolution, Angehörige von Gestorbenen und Händler, die Nippes verkaufen.

Beinahe jeden Tag gab es eine kleine Demonstration von vielleicht hundert Menschen, die gegen die Militärregierung

Heute ist der Tahrir-Platz eine Art Archiv der Revolution – voller Staub und Matsch und Müll.

anschreien. Auf dem Platz selber, im Staub und Matsch und Müll, bauten sie Zelte auf, darin waren Fotos aufgehängt von jenem Aufstand vor einem Jahr, ein Art Archiv der Revolution. Auf einem Foto ist ein älterer Ägypter zu sehen. Er sitzt vor einem blauen Container. Darauf hat jemand das Logo von Facebook gesprüht. Ghonim aber kam nur noch selten hierher, auch weil er den Zorn der Aktivist*innen fürchtete.

Am vergangenen Mittwoch aber, dem Jahrestag, geht Ghonim doch noch einmal demonstrieren. Er trifft sich mit den Leu-

ten seiner Masruna-Organisation am Mustafa-Mahmud-Platz in seinem Stadtteil Muhandisin. Von dort wollen sie mit Tausenden zum Tahrir-Platz marschieren. Ghonim hat Schilder vorbereitet, auf ihnen sind, gemalt von einer Künstlerin, die Gesichter der in der Revolution Gestorbenen zu sehen. Auf seinem Hinterkopf hat er eine Maske befestigt, darauf das Gesicht von Chalid Said, jenem jungen Mann, mit dem damals alles angefangen hatte für Ghonim. Immer wieder während des Marsches flieht er rennend vor den Fotografen, die ihn fotografieren, und den Menschen, die auf ihn einreden wollen.

Und so sieht man Ghonim in der Masse schwimmen und auf seinem Schild das Gesicht eines anderen in die Höhe halten. Nein, es ging nie um ihn. Es ist nicht seine Bewegung, sie war immer größer als er. So versteht er das zumindest. Es ist die Bewegung dieser Menschen, die hier um ihn herum stehen. Er hat ihnen damals, in diesen verrückten Tagen vor einem Jahr, nur geholfen, ihre Stimme zu finden.

Als der Marsch den Tahrir-Platz erreicht, sind dort schon Hunderttausende. Man kann sich kaum noch bewegen. Ghonim kommt das entgegen. Sein Schild in der einen, sein iPhone 4S in der anderen Hand, verliert er sich in den Massen. Am folgenden Tag wird Wael Ghonim wieder im Internet verschwunden sein. ◆